Studie zu einem Bild Carl Hiltys (1833-1909)

Autor(en): **Mentha, Bénigne**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **38 (1976)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-245915

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

STUDIE ZU EINEM BILD CARL HILTYS (1833–1909)

Von Bénigne Mentha

Nach dem Sieg über den Sonderbund begann für die Schweiz von 1848 eine glückliche Ära ihrer Geschichte. Die freisinnige Partei hatte triumphiert, aber ohne unnötige Prahlerei; die hochgemuten Grundsätze, die General Dufour seinen Truppen in berühmten Tagesbefehlen eingeprägt hatte, übten anscheinend einen langandauernden Einfluß auf die politischen Führer wie auf die Masse der Wähler aus. Diese Mäßigung, ein Zeichen staatsbürgerlicher Reife, verhalf uns zu einem regelmäßigen Aufstieg zum Wohlstand. Wir ermessen heute die Gnade des Schicksals, die der Schweiz während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zuteil wurde. Heute neigen wir dazu, unsere Väter zu beneiden, weil sie eine milde und beschauliche Lebensweise gekannt haben, die vielleicht wirklicher und tiefer war als diejenige vor der Französischen Revolution. Es ist aber nur gerecht, hier eine Bemerkung einzuschalten: die Generation, die unsern föderativen Staat aufbaute und dann einrichtete, hat sich von ihrem Erfolg nicht blenden lassen; sie hat nicht nur Männer der Tat, Ausführende auf politischer und wirtschaftlicher Ebene, Gelehrte und Künstler hervorgebracht, sondern auch Moralisten, fähig, die Erfolge zu beurteilen und ihren Zeitgenossen in Erinnerung zu rufen, daß Wohlstand nicht alles, nicht einmal das Hauptsächliche, ist. Wir hatten unsere Propheten: Gotthelf, Gottfried Keller, dessen letzter Roman, «Martin Salander», eine so edle patriotische Besorgnis ausdrückt; Philipp Anton von Segesser, Jakob Burckhardt, Ulrich Wille und andere mehr.

Unter diesen Mentoren der Nation nimmt die Gestalt Carl Hiltys ein besonderes Relief an. Hilty war typisch und spezifisch ein Erzieher im weitesten Sinne. Seine Gefährten in der Notorietät, die ich oben zitierte, waren zuerst, oder gleichzeitig, etwas anderes: Gotthelf und Keller glänzten als Dichter, Segesser war ein Staatsmann, Burckhardt ein Kulturhistoriker, Wille ein Soldat. Hilty zeigt sich ganz in der Rolle des politischen, moralischen, religiösen Beraters.

Carl Hilty hat nie nach Berühmtheit gestrebt. Der Verfasser von «Glück» stand dem Ruhm vollkommen gleichgültig gegenüber. Diese Gleichgültigkeit unterscheidet ihn von der Mehrzahl der Schriftsteller. Er ging seinen Weg, ohne sich um die Reaktionen des Publikums zu kümmern. Aber man weiß ja, Fama ist eine Frau: sie bevorzugt mit Vorliebe diejenigen, die es vermeiden, sie zu umwerben. Sie mußte demnach diesen Juristen, Historiker und Philosophen auszeichnen, der an der Berner Universität Staatsrecht und Völkerrecht lehrte, Essays über Moral herausgab und vor der Nase der Theologen wichtige religiöse Probleme löste – all dies mit einer ruhigen Sicherheit, als ob diese vielseitigen Tätigkeiten etwas ganz Natürliches seien.

Ein Schüler und katholischer Freund Carl Hiltys, Heinrich Auer, der auch sein aufmerksamer und großherziger Biograph wurde, hob seine erstaunliche Fruchtbarkeit und Arbeitsleichtigkeit hervor. Er verglich ihn mit einem lebensstrotzenden Baum, « . . . der immer keimte, blühte und reifte, viele gute Früchte trug und nach

Ablieferung der Jahresernte wieder sofort Knospen ansetzte. Seine Blätter blieben grün, und er brachte Frucht ohne aufzuhören.» Diese Bemerkung ist richtig und scheint mir auch im allgemeinen anwendbar.

Augenscheinlich war Carl Hilty ein geborener Schriftsteller, dem die Art seiner Berufung selbst eine weite Zuhörerschaft sicherte. In der Tat erreichten seine Werke bemerkenswerte Auflagen, wenn man berücksichtigt, daß sie alle eher schwieriger Art sind, ob es sich nun um historische oder politische Schriften oder philosophische und religiöse Abhandlungen handelt. Sein Hauptwerk, «Glück», besteht aus drei Bänden Essays, deren erster heute sein 87. Tausend, der zweite sein 60. Tausend und der dritte das 46. Tausend erreicht haben[1]. Zu dieser Verbreitung in deutschsprachigen Landen kommt der Verkauf der englischen, russischen, dänischen, schwedischen, holländischen, ungarischen und japanischen Übersetzungen hinzu, so daß Hiltys Werke auf einem guten Teil unseres Planeten verbreitet sind. Die typisch germanische Prägung seiner Denkweise war vielleicht der Grund, daß seine Bücher die lateinischen Länder, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, recht wenig angesprochen haben. Die Übersetzung ins Französische ist nicht leicht – ich spreche aus Erfahrung –, aber dessenungeachtet sind einige Werke in dieser Sprache erschienen («Sub specie aeternitatis», «Das Geheimnis der Kraft») und sie hatten besonders in der welschen Schweiz eifrige Leser, unter welchen ich Bundesrat Ernest Chuard nennen möchte, der wenige Jahre vor seinem Tode eine Notiz über Carl Hilty in der Zeitschrift der Studentenverbindung Helvetia publizierte.

Dennoch bleibt es eine Tatsache, daß Hiltys Bücher, die im Fernen Osten durch ihren japanischen Übersetzer und in den Vereinigten Staaten durch Präsident Roosevelt, den ersten des Namens, rühmlich bekannt wurden[2], dem französischsprechenden Publikum noch recht wenig bekannt sind. Soweit als möglich ist es jedoch empfehlenswert, sie in ihrem Originaltext zu lesen, da ihr Verfasser ein begabter Schriftsteller ist, welchem die geistreichen Formulierungen in Fülle gelingen. Deshalb ist es leicht und verlockend, Hilty zu zitieren. Unter seiner Feder blühen haufenweise die Aphorismen und bieten sich dem Sammler sozusagen von selber an. Seit einem Jahrzehnt, aber besonders seit 1939, bezieht man sich auf Hilty mit einem Eifer, der den Wert seiner politischen und moralischen Ideen beweist.

Bei Gelegenheit der 650. Feier der Gründung der Eidgenossenschaft (1941) publizierte Walter Ingold eine kleine Sammlung patriotischer Aussprüche Carl Hiltys. Ein anderes Büchlein, von Alfred Stucki, das den Titel «Hilty-Worte» trägt, räumt den ersten Platz dem christlichen Philosophen ein. Ebenfalls diesem ist die 1938 bei Hinrichs in Leipzig unter dem Titel «Ein Freund Gottes. Carl Hiltys Botschaft an die Gegenwart» erschienene Anthologie von Otto Münch gewidmet. Schließlich hatte Hilty die Ehre einer Doktordissertation von Jakob Steiger, einem jungen sanktgallischen Historiker. Der Verfasser sammelte darin die Gedanken Hiltys über den Staat, die Demokratie, das Christentum; er erstellte eine systematische Gruppierung derselben, die eine äußerst lehrreiche Summierung und die Frucht einer großen Geduld ist. («Carl Hiltys schweizerisches Vermächtnis», Frauenfeld und

[1] Die deutsche Gesamtausgabe der philosophisch-religiösen Werke Hiltys übersteigt heute (1944) 500 000 Exemplare.

[2] Man hat sich der Werke Carl Hiltys für den Deutschunterricht in den japanischen Schulen bedient.

Leipzig 1937.) So erreichte Hilty, ohne es je erstrebt zu haben, den Ruhm, der in der Verbreitung seiner Schriften und der Beschäftigung anderer Geister mit der Zusammenfassung seines Werkes oder dessen Anpassung an die Umstände unserer Zeit zum Ausdruck kommt.

Carl Hiltys Leben verlief einfach. Äußere Ereignisse sind darin wenig zahlreich. Er wurde am 28. Februar 1833 in Werdenberg im Rheintal, zu Füßen des gleichnamigen Schlosses, geboren. Sein Geburtshaus steht noch: es heißt «das Rote Haus». Es ist ein halb aus Stein, halb aus Holz errichtetes Gebäude, das mit seinen warmen Tönungen die Gasse des Städtchens belebt. Dieses Haus gehörte Hiltys Eltern, die aber die meiste Zeit in Chur lebten, wo der Vater Arzt war. Das Kind wuchs in der bündnerischen Stadt neben älteren Geschwistern, einem Bruder und einer Schwester, auf. Der Vater, Johann Ulrich, geboren 1793, war ein Mann von guter Bildung, diplomiert von der Universität Göttingen. Rassig, elegant, vererbte er seinem jüngsten Sohn seine Gestalt, seine Haltung, seine gleichmäßige Laune und seinen Optimismus. Er liebte die Musik, eine Veranlagung, die der junge Carl nur teilweise erbte. Dr. Hilty behandelte die Kranken nach den Methoden seiner Zeit; er bevorzugte die natürlichen Mittel und die Diät. Sein zweiter Sohn hatte, obwohl Jurist, eine ausgesprochene Vorliebe für medizinische Fragen und gab wiederholt hygienische Ratschläge, besonders in dem kleinen Werke «Kranke Seelen» und in der Studie über Schlaflosigkeit, die die Sammlung «Für schlaflose Nächte» eröffnet. Es besteht unbedingt ein Atavismus in den medizinischen Neigungen Hiltys; sie brachten ihm manchmal Kritiken von seiten der Mediziner ein, welche ihm ein wenig Dilettantismus vorwarfen. Gewiß fühlte sich Hilty nicht verpflichtet, die medizinischen Erkenntnisse zu verfolgen; er begnügte sich auf diesem Gebiete mit den Einsichten eines ehrlichen Mannes. Aber er gründete seine Therapeutik auf ein von den größten Medizinern anerkanntes Prinzip: dasjenige des Einflusses des Geistes auf den Körper. Und dieser Gesichtspunkt wird richtig bleiben, welches auch immer die Fortschritte der Heilkunde in Zukunft sein mögen.

Carl Hilty erhielt also von seinem Vater eine Anzahl physischer und intellektueller Eigenschaften, die ihm in der Gesellschaft eine ehrenvolle Stelle gesichert hätten. Anscheinend war es aber der Beitrag der Mutter, der für ihn ausschlaggebend war. Die Frau Dr. Johann Ulrich Hiltys gehörte der bündnerischen Familie der Killias an; mehrere Angehörige derselben legten schöne Laufbahnen zurück. Laut zeitgenössischen Berichten zeichnete sie sich durch große Zartheit des Gemüts und wirkliche Frömmigkeit aus. Sie besaß einen feinen, fast ätherischen Reiz; sie war ein von Poesie durchflutetes Wesen. Diese liebreizende Mutter überlieferte dem Sohn die Neigung zur Meditation und, wie Heinrich Auer sehr richtig erkannte, die poetische Ader. Carl Hilty war ein Dichter, nicht nur wegen seiner Neigung zur Schönheit und zum Lichten, sondern auch technisch, durch seine Geschicklichkeit in der Abfassung von Gedichten. Poesie war der innerste Gesang seiner Seele, deshalb drückt sich Hilty, im Gegensatz zu andern Dichtern, nur über religiöse Dinge in Versen aus. Gott allein brachte die Saiten seiner Leier zum Schwingen. Diese Beschränkung seiner poetischen Inspiration auf einen einzigen Gegenstand – übrigens den erhabensten von allen – hat vielleicht zu einer teilweisen Verkennung der literarischen Begabung Hiltys geführt. Man neigt dazu, den nur religiösen Dichtern zu mißtrauen, und man hat recht darin, wenn man sich an ein gewisses Lied erinnert, in welchem rasende Wogen ein mit bebenden Menschen beladenes Schifflein

treiben. Leider bin ich auf diesem Gebiete nicht maßgebend, aber ich glaube nicht, daß Hiltys Gedichte sich der Einheitspreislyrik der Kirchenältesten zugesellen müssen – wenn mir diese Ausdrucksweise gestattet ist. Sie haben einen gleichzeitig diskreten und tiefen Ausdruck, der nicht täuscht: ihr Verfasser trug das Siegel wirklicher Begabung.

Hilty verlor seine Mutter 1847, als er erst vierzehn Jahre alt war. Er besuchte weiter die Schule in Chur bis zur Matura. Der allgemeine Eindruck, den er von diesem ersten Abschnitt seines Lebens behalten sollte, äußerte sich in Urteilen von gemischter Nachsicht. Er hatte nicht die Freude, in einem Alter, wo die Empfindsamkeit und die Intelligenz am bildungsfähigsten sind, einem oder mehreren jener Lehrer, welche die Deutschen «gottbegnadet» nennen, zu begegnen. In der Tat blieb ihm Sympathie für den Rektor Hold des kantonalen Gymnasiums und für seine Lehrer der alten Sprachen, denen er bemerkenswerte Eigenschaften zuerkennt, ohne übrigens die Gründe dieser Beurteilung näher zu erklären. Dagegen urteilt er streng über seine Geschichts- und Religionslehrer, die er als völlig unzulänglich erklärt. Die Disziplin war streng, und an die Schüler wurden große Anforderungen gestellt. Die Schulstunden begannen Sommer wie Winter um 7 Uhr, dauerten bis 12, fingen um 13 Uhr wieder an und endeten erst um 19 Uhr. Die beiden Nachmittage des Donnerstags und Sonntags waren gymnastischen Übungen gewidmet. Sie wurden von aus dem neapolitanischen Dienst zurückgekehrten Offizieren und Unteroffizieren geleitet, alten «Lederhosen», die Courtelines Satire illustriert hätten. Am Sonntagmorgen ertrug man einen Gottesdienst in einer kalten Kirche mit einem wenig erwärmenden Prediger. Diese Pflichtpräsenz hatte eine recht magere religiöse Wirkung, wenn nicht sogar der Böse einen Vorteil daraus zog. Die Hausaufgaben türmten sich auf den Köpfen der unglücklichen Gymnasiasten auf. Während der drei oder vier Jahre vor der Matura mußte jeden Abend bis Mitternacht, manchmal bis 1 Uhr früh oder noch länger gebüffelt werden. Und trotzdem hat die Gesundheit dieser überlasteten jungen Leute nicht gelitten. Denn dem allem zum Trotz lebten sie auf gesunde Weise, wurden frugal ernährt, allen künstlichen Erregungen ferngehalten, durch ein gutes Klima gekräftigt. In der Zeit der körperlichen Entwicklung schadet die Arbeit, selbst wenn sie sehr intensiv ist, nicht, unter der Bedingung, daß nicht andere, gefährlichere Störfaktoren auftauchen.

Im Jahre 1851 entscheidet sich der junge Maturand Carl Hilty für das Studium der Rechtswissenschaften. Zu jener Zeit hielten es die jungen Deutschschweizer für unmöglich, ihrem Studium anderswo als in Deutschland nachzugehen. Hilty immatrikulierte sich zuerst an der Universität Göttingen, wo er mit Hegels Philosophie eine wenig fruchtbare Fühlung aufnahm. «Dieses anspruchsvolle und dunkle Geschwätz», sagte er später, «flößte mir ein unüberwindliches Mißtrauen ein, noch ehe ich durch persönliches Studium seinen wirklichen, pantheistisch gefärbten Sinn erfaßte.» Seine Einführung in die Philosophie sucht unser junger Student bei Kant und seiner «Kritik der reinen Vernunft». Was die rein juristischen Studien betrifft, war ihr Pol das römische Recht. Von Göttingen nach Heidelberg hinüberwechselnd, hörte Hilty hier die Vorlesungen Karl Adolf von Vangerows, eines der großen Pandektisten des vergangenen Jahrhunderts. Wie Spitteler in seinen «Lachenden Wahrheiten» wirft Hilty seinen Professoren vor, überflüssige Kontroversen zu lieben und kleinliche Gelehrsamkeit zu üben, die tötet, statt den belebenden Geist zu pflegen. Man ist von den immerfort kritischen Beurteilungen des zukünftigen Völkerrechts-

spezialisten der Universität Bern betroffen, wenn er von den juristischen Studien seiner Jugendzeit spricht. Kein Jurist, außer Rudolf von Ihering, scheint Hilty nachhaltig beeinflußt oder auch nur vorübergehend beeindruckt zu haben. Wenn er die Rednergabe Vangerows rühmt, geschieht dies, um ihm sogleich nachher die Vorliebe für das Feuerwerk, das blendet und spurlos entschwindet, vorzuwerfen.

Hilty forderte vom Universitätslehrer eine absolute Beherrschung seines Gegenstandes und zugleich Einfachheit der Darstellung. Die Formel ist gut; es ist diejenige, die er für sich selbst mit fast ständigem Erfolg anwendete. Fast ständig; denn niemand ist vor leichten Inkonsequenzen bewahrt, und Hilty hat selbst, wenn ich dem Zeugnis einiger seiner Studenten trauen darf, die Klippe des Überreichtums an Bibliographie nicht immer umschifft; es ist dies eine kleine Sünde, die er bei seinen eigenen Lehrern von Göttingen und Heidelberg sehr wohl bemerkt und angeprangert hatte.

Neben dem römischen Recht nahm unser Student das Studium des Völkerrechts unter der Leitung Robert von Mohls auf. Aber dieser emeritierte Justizminister faßte seinen Unterricht als eine Apologie der konstitutionellen Monarchie auf, so daß man aus seinen Vorlesungen kein Gesamtbild der Materie erhielt. Arbeitsam und diszipliniert, wie er war, war Hilty kein Enthusiast der Studentenverbindungen und ihrer «Burschenherrlichkeit»; nichts wäre jedoch verfehlter, als in ihm einen jungen Asketen zu sehen. Ein Bild aus der Heidelberger Zeit zeigt ihn mit der Mütze, einen offenen Ausdruck im Gesicht, und man behauptet, daß er Mensuren beiwohnte, dies einzig als Zeuge, denn seine Wangen trugen keine Spuren davon.

Am 11. April 1854, 21 Jahre und einen Monat alt, erhielt Hilty die Würde eines Doktors der Jurisprudenz. Seine unveröffentlicht gebliebene Dissertation behandelt eine Strafverfahrensfrage. Das mündliche Examen war gut, ohne unbedingt glänzend zu sein. Einmal mehr stellt man fest, daß Schulbefragungen in eine vorläufige Klassifizierung münden, die den Berichtigungen des späteren Lebens unterworfen ist. Etwa vierzig Jahre später sollte ein anderer junger Schweizer in dieser selben Stadt Heidelberg seine Vorbereitung auf eine Laufbahn, die äußerlich von derjenigen Hiltys verschieden und dennoch von denselben Konstanten beherrscht war, abschließen. Denn in Heidelberg beendete Giuseppe Motta seine Rechtsstudien mit einer recht unerwarteten Dissertation über den Frachtbrief. Hilty und Motta, die sich 1899 im Nationalrat begegneten, sind wie junge Adler aus demselben Hochschulnest aufgeflogen.

Der neugebackene Doktor kehrte nicht sofort in die Schweiz zurück. Er begab sich nach London, dann nach Paris, besuchte Bibliotheken und Archive, beobachtete den Lauf der Welt. In Paris wohnte er dem Abmarsch der kaiserlichen Garde in den Krimkrieg bei. Während einer militärischen Zeremonie sah er aus nächster Nähe Napoleon III. und Kaiserin Eugenie, die er wie folgt definiert: «Ein Paar höherer Amateure, nicht ohne Eleganz, aber ohne Würde.» Man streute Hilty nicht leicht Sand in die Augen. Als Christ, der Treue und Liebe über alle anderen Tugenden stellte, war er seinen Zeitgenossen gegenüber von einer eher furchteinflößenden Scharfsichtigkeit. Insbesondere fanden die Großen und Reichen nicht leicht Gnade vor ihm. Er empfahl, wenn auch nicht gerade sie zu meiden, sie doch nicht aufzusuchen und zu ihnen allen Abstand, der mit einer guten Erziehung vereinbar ist, zu wahren. Sein Gefühl war im Grunde genommen ausgesprochen aristokratisch und fast stolz, besonders gewissen Fehlern – Hochmut, Geiz, Bosheit, Kleinlichkeit –

gegenüber, deren Symptome er entdeckte, wie man die Spuren der Wölfe auf dem Schnee entdeckt. Diese Hellsichtigkeit verleiht ihm in gewissem Sinne, und trotz seines sehr wenig lateinischen literarischen Temperamentes, eine Verwandtschaft mit den französischen Moralisten des 17. und 18. Jahrhunderts, die er am Gymnasium zu lesen begonnen hatte. Der junge Hilty, der zu Füßen der Vendôme-Säule die Soldaten des Neffen unter dem steinernen Auge des Oheims kampieren sah, versagte dem Regime Napoleons III. seine Zustimmung, weil er sein Leben lang dem Schein abhold war. Dadurch personifizierte er den schweizerischen Realismus.

Juristische Studien können zu vielen Dingen führen, und vor allem zur Advokatur. Einem Wunsche seines Vaters nachgebend, ließ sich Carl Hilty in Chur nieder, wo er eine Rechtsanwaltspraxis eröffnete. Während achtzehn Jahren wird er nun in der Stadt seiner Kindheit und in allen bündnerischen Tälern plädieren. Der Erfolg – eher ein moralischer als ein finanzieller – kam rasch, bedingt durch seine Auffassung des Rechts. Hilty bemühte sich von Anbeginn, die juristischen Vorschriften in den Dienst der Gerechtigkeit und der Wahrheit zu stellen. Er wollte, daß ehrliche Leute nicht von Gaunern geschoren würden, und gab so der Justiz die Rolle eines Schildes der Moral. Das Beschützen der Schwachen war für ihn nicht nur eine Redensart; er beriet diese mit einer Art von Vorliebe und, wenn sie den armen Schichten angehörten, immer unentgeltlich. Übrigens war er der Meinung, daß Uneigennützigkeit eine höhere Form der Geschicklichkeit sei, aus welcher die berufliche Autorität erwächst.

Der Rechtsanwalt und der Notar, sagte Hilty gegen Ende seines Lebens, erfüllen ihre Aufgabe wirklich nur unter der Bedingung, absolut ehrlich und vom Geld gelöst zu sein. Das Prinzip ist richtig und verdient, näher untersucht zu werden. Im 20. Jahrhundert gestalten Härte und Konkurrenz seine Anwendung wahrscheinlich schwieriger als zur Zeit, da Hilty seine Anfänge am Gericht machte. Aber die goldene Regel, nicht nach Gold zu trachten, behält unter allen Umständen ihre Gültigkeit. Der Rechtsanwalt, der mit Argumenten handelt, der auf Bestellung jede These unterstützt, diskreditiert sich fast unbedingt, sogar heutigentags. Man darf nur «gute» Fälle annehmen, wenigstens im Zivilprozeß. Und unter «gut» verstand Hilty die Fälle, die das Gewissen eines ehrlichen Mannes billigt. Das moralische Kriterium geht vor dem streng juristischen. Jede an Kants Imperativ gemessen zweifelhaft erscheinende Sache muß abgelehnt werden, selbst wenn der Erfolg möglich oder wahrscheinlich ist, weil der juristische Formalismus zur Unterstützung der Unredlichkeit angewendet werden würde. Hingegen sind gerechte Sachen unweigerlich «gut», das heißt für den gewissenhaften Rechtsanwalt annehmbar, selbst wenn sie mit einem Formfehler behaftet oder der Beweis der Wahrheit schwierig ist. Nichtsdestoweniger, erklärt Hilty, und hier schimmert der erfahrene Praktiker durch den Idealisten hindurch, bindet ein nicht wiedergutzumachender Formfehler das Gericht und präjudiziert den Ausgang des Prozesses. In einem solchen Falle würde der Anwalt, der eine solche Sache annimmt, den Vorwurf riskieren, es an Rechtsverständnis fehlen zu lassen. Das Verkennen des Rechtes, wenn auch aus den reinsten Motiven, würde ihm einen Mißerfolg eintragen und dadurch seinen juristischen Kredit, der immer mehr oder weniger vom Erfolg bedingt wird, vermindern.

Was aber ist von den Strafsachen zu halten? Sind sie nicht grundbedingt schlecht, mit seltenen Ausnahmen? Wird also ein Selbstachtung besitzender Anwalt es ab-

lehnen, einen Angeklagten zu verteidigen? Das würde den Ruin einer der pathetischsten Formen der Beredsamkeit bedeuten. Obwohl Carl Hilty ein Gegner der billigen Gesten und der schwülstigen Reden war, empfahl er den jungen Anwälten, vor den Strafgerichten zu plädieren, unter der Bedingung, sagt er, daß der Verteidiger den Anstand nicht verletze und feststehenden Tatsachen nicht widerspreche. Die strafrechtliche Verteidigungsrede ist oft für den beginnenden Anwalt eine willkommene Gelegenheit, sein Talent, seine Bildung, seine seelischen Eigenschaften zu demonstrieren, wogegen seine Beherrschung der Rechtswissenschaft, die Stärke und Feinheit seiner Beweisführung, sich eher in den Zivilprozessen zeigen.

Zwischen seinem 22. und 40. Jahre verläßt Hilty seine engere Heimat kaum. Das Schicksal, das ihm wichtige Aufgaben vorbehielt, beeilte sich nicht, ihn seiner Anfangstätigkeit zu entreißen. Man könnte annehmen, daß ihm eine Vorbereitungszeit vergönnt wurde, damit er seine wahre Mission mit vollendeter Charakterstärke und Erfahrung antreten könne. In der Tat sind die Jahre 1855 bis 1872 durch die Entfaltung seiner Persönlichkeit und eine lange, innere, geheime Arbeit an sich selbst gekennzeichnet. Auf diesen Punkt werden wir noch zurückkommen.

1857 heiratet Hilty nach kurzer Verlobungszeit. Er begegnete seiner zukünftigen Frau im Frühling in Arosa; Ende September fand die Hochzeit statt. Die beiden Eheleute zählten zusammen 42 Jahre: er war 24, sie 18 Jahre alt. Sie war eine Deutsche. Ihr Vater, Gustav Gaertner, war Völkerrechtsprofessor an der Bonner Universität gewesen, war aber frühzeitig gestorben. Ihr mütterlicher Großvater, der Gerichtsrat Simon, war lange Zeit Vorsitzender der preußischen Juristenprüfungskommission. Ihr Onkel Heinrich Simon war Mitglied der 1848 in Frankfurt am Main tagenden Nationalversammlung. Seiner liberalen Ansichten wegen aus Deutschland verbannt, flüchtete er in die Schweiz und starb 1860 – etliche sagen freiwillig – beim Baden im Walensee. Ein Monument zu seinem Gedächtnis steht in Murg: man kann es – ein Medaillon auf weißem Marmorgrunde – im Vorüberfahren kurz erblicken, wenn man vom Zuge aus gegen die Häuser oberhalb des Bahnhofes schaut. Schließlich war Johanna Gaertner das Patenkind Ernst Moritz Arndts, des Vaterlandsdichters, der den Deutschen die Befreiung vom napoleonischen Joch predigte und, wie Gustav Gaertner, Professor in Bonn war, wo er 1860, einundneunzig Jahre alt, verschied.

Frau Gaertner war eine Frau von hoher Intelligenz. Sie schrieb einen politischen Roman «Preußen vor dem 18. März» (eine Anspielung auf die Ereignisse von 1848), der 1849 in Leipzig mit einem Vorwort von Heinrich Simon erschien. Wie schon gesagt, wurde sie früh Witwe und erzog ihre Kinder einfach, bildete sie aber sorgfältig aus. Johanna Gaertner, die Gattin Carl Hiltys, erbte von ihrer Mutter den Sinn für Sparsamkeit und die Neigung zu geistigen Dingen. Ob sie dieselbe kraftvolle Persönlichkeit hatte? Es ist möglich. Die Schicksale von Mutter und Tochter waren sehr verschieden. Johanna Hilty hat nicht die Verantwortungen einer Witwe, die ihre Kinder allein zu erziehen hatte, auf sich nehmen müssen. Während vierzig Jahren, bis zu ihrem Tode 1897, umsorgte sie ihren Gatten.

Den Eheleuten war Glück beschieden. Wir wissen es aus verschiedenen Stellen in Hiltys Büchern. Der christliche Philosoph, der «Glück» und so viele andere Schriften, die schließlich zur Erbauungsliteratur gehören, geschrieben hat, war eine gesunde, normale Natur, für alle wirklichen Schönheiten des Lebens empfänglich. Wenn er Tugend, Aufopferung, Arbeitsamkeit gepredigt hat, muß man ihn nicht als

einen etwas engstirnigen und «bourgeoisen» Moralisten darstellen. Er hat die Rolle der Leidenschaft in den Dingen dieser Welt und in den Menschenherzen sehr gut erkannt. Als Soziologe meinte er, daß die Vernunft, die Überlegung, dem Irrationalen vorzuziehen seien, aber er wußte genau, daß nur diejenigen wirklich gelebt haben, die beim Abscheiden von dieser Welt sagen können: Die Liebe hat mich mit ihrer Feuerschwinge gestreift.

Kurz vor seinem Tode wagte er, seit zwölf Jahren verwitwet, die vertrauliche Äußerung: «Ich möchte selbst, wenn es ein anderes Leben gibt, keinen andern Menschen, den ich jemals auf Erden kennengelernt habe, unbedingt und dringend wiedersehen, als einzig die Frau, die ich besessen habe; es ist dies ein Beweis, daß sie ein Stück besten eigenen Wesens ausmachte, das seither nicht mehr ganz vollständig ist.» Diese Worte sind ein seltenes Zeugnis. Anderswo erklärt Hilty, daß er die günstige Bilanz seines Lebens besonders einer sehr gelungenen und sehr glücklichen Ehe zuschreibt. Die Eindringlichkeit, mit welcher er immer wieder auf diese Ursache seines Glückes zurückkommt, ist charakteristisch: man darf annehmen, daß die Verbindung Carl Hiltys mit Johanna Gaertner eine lebendige Quelle gegenseitiger Bereicherung und Fortschritte für beide Eheleute wurde.

Die Treue des Gatten zur vorangegangenen Gefährtin hatte noch andere, weniger offizielle Formen, die zu enthüllen nicht untersagt ist. Mehrere Male haben mein Großvater und ich am 3. April, dem Todestage meiner Großmutter, ihr Grab mit Blumen geschmückt. Der alte Mann erwartete jedesmal mit mehr Sicherheit, bald seiner Frau nachzufolgen; die Grabstättenkonzession, die er gekauft hatte, war doppelt, der Platz bereit. Übrigens kennzeichnete keinerlei Romantismus diesen kurzen Besuch, den er dem Grab abstattete.

Aber die eheliche Übereinstimmung meiner mütterlichen Großeltern bietet ein ganz besonderes Interesse wegen der metaphysischen Einstellungen der beiden Partner. Durch den Gebrauch der Mehrzahl für das Wort «Einstellung» deute ich schon an, daß Carl Hilty und seine Frau nicht denselben Glauben teilten. Der christliche Glaube des ersteren ist der beherrschende Zug seiner Persönlichkeit; Frau Hilty dagegen folgte ihrem Manne nicht auf dem Wege zu dieser Gewißheit. Sie war dem heidnischen Altertum näher geblieben, insofern, als dieses Pflichterfüllung und Gehorsam den natürlichen Gesetzen gegenüber befiehlt. Trotz tiefer Verschiedenheiten lebten die Eheleute Hilty in der uns bekannten Seelenharmonie. Ein solches Einverständnis hätte psychologisch unverwirklichbar sein müssen, wenn es nicht auf dem Zusammentreffen zweier Eigenschaften beruht hätte, die eine der Frau, die andere dem Manne zugehörend.

Meine Großmutter war ihrem Gatten eine überaus wertvolle Lebensgefährtin durch ihre Bereitschaft, allein die Last aller Arbeiten und Sorgen der Führung des Haushaltes auf sich zu nehmen. Außerdem diente sie Hilty, den eine bezahlte Hilfe nie befriedigt hätte, als Sekretärin. Die geistige Freiheit, der Erfolg des Familienoberhauptes hingen weitaus von einer guten wirtschaftlichen Leitung ab, indem die Frau die Einzelheiten des Haushaltes beaufsichtigte, damit der Mann sich auf seine Aufgaben konzentrieren konnte. In dieser Hinsicht hatte Carl Hilty nicht zu klagen; seine Arbeit wurde immer respektiert. Nach dem Tode meiner Großmutter nahm meine Tante[3] die Zügel in die Hand und betreute das väterliche Heim, wo

[3] Edith Hilty (1861–1943), Carl Hiltys zweite Tochter.

eine treue Köchin die Mahlzeiten bereitete. So konnte sich mein Großvater ausschließlich seinem Werke widmen, ohne durch die täglichen Anforderungen des Lebens behindert zu sein. Man darf, glaube ich, den diskreten und wirksamen Beitrag, den drei Frauen auf diese Weise zum intellektuellen Werk Hiltys geleistet haben, nicht unerwähnt lassen. Außerdem hatte seine Gattin ein sehr feines Urteil in literarischen Fragen, das ihm zum Vorteil gereichte.

Seinerseits handhabte er die Toleranz als Virtuose. In Gegenwart der Seinen enthielt er sich jeder Propaganda zugunsten seiner Überzeugungen. Seine Kunst, Kontraste zu mildern, die scharfen Ecken abzurunden, war fabelhaft. Seiner Ansicht nach hatten viele Dinge dieser Welt keine Bedeutung und waren es nicht wert, daß darüber diskutiert werde. Also gibt man in nebensächlichen Punkten nach. Beim Wesentlichen wird nicht gemarktet; Wortwechsel, die die Gesprächspartner verbittern könnten, müssen aber vermieden werden. Diese Politik erlaubte ihm, sich Konflikte, in welchen weniger Geschickte ihre Energie unnötig vergeudet hätten, zu ersparen und selbst sein Gleichgewicht, seine Heiterkeit und das für die menschlichen Beziehungen notwendige Wohlwollen zu bewahren.

Die Anwaltsjahre in Chur bedeuten für Hilty das Fußfassen im Leben. Sie sind nur ein Übergang, wenn man den Aufstieg seines Geistes zu den Höhen der Erkenntnis und des Glaubens betrachtet. Der Anwaltsberuf, den er gern ergriffen hatte und den er in späteren Jahren als anziehend und fruchtbar bezeichnete, entsprach seinen spezifischen Eignungen nicht völlig. Die Welt des Gedankens lag seinem Herzen näher als die Rechtsstreitigkeiten, und er fühlte eine religiöse Entwicklung in sich arbeiten. In einer Aufzeichnung vom 30. Oktober 1863 beschließt er, ein neues Leben zu beginnen, einen Pakt mit Gott zu besiegeln. Wir haben hier etwas einer «Bekehrung» Ähnliches – etwas Ähnliches nur, denn Hilty war dem Christentum gegenüber nie gleichgültig oder feindlich. Der Glaube entwickelte sich in ihm wie eine Pflanze, dem Erdreich einer guten Vererbung entsprungen. Kein Weg nach Damaskus, keine umgestürzten Bildnisse. Jede Seele folgt ihrer eigenen Bahn, und Heinrich Auer sagt mit Recht, daß niemand je den geistlichen Aufstieg Carl Hiltys in seinen Einzelheiten erklären wird. Man kann nur die Stationen seines Weges feststellen.

Die Lektüre spielte eine Rolle in diesem geheimnisvollen Keimprozeß. Seit den 1860er Jahren erholte sich Hilty von seiner Berufsarbeit durch enges Bekanntwerden mit den besten Autoren: Epiktet, Mark Aurel, Dante, Cromwell, Tennyson; auch Mystiker wie Tauler, Tersteegen, Jean de Bernières-Louvigny hat er gelesen. Vor allem las er unermüdlich die Bibel. Seine eigenen Schriften zeugen von einer außerordentlichen Kenntnis des Alten und Neuen Testamentes. Aber all das gehört zu den sichtbaren Dingen; die Analyse sollte tiefer schürfen. Es scheint gewiß, daß Carl Hilty einem persönlichen Gott begegnet ist und daß zwischen dem Schöpfer und seinem Geschöpf ein immer festerer Bund geschlossen worden ist.

Am 23. Januar 1872 zeigte eine andere intime Aufzeichnung die Richtung an, die Hilty an der Schwelle seiner Vierzigerjahre seinem innern und äußeren Leben zu geben beabsichtigte: « ... Reich zu werden durch Industrie oder Handel, dazu ist meine Begabung nicht. Ich würde nie darin zufrieden werden. Am liebsten neigte ich zu einem großen unsterblichen Werk der Gelehrsamkeit oder des schaffenden Geistes überhaupt, zur Schriftstellerei im größten Stile. Aber dazu finde ich in mir weder die Geduld, noch das Zeug. Oft trat mir auch der speziell religiöse Beruf, die

Hingabe an denselben als Pfarrer oder selbst als Mönch nahe. Aber eine tiefe innere Stimme hielt mich jedesmal davon zurück. Die Religion wird und muß bei mir tiefste Herzenssache, Grundlage alles andern werden, aber nicht Beruf. Es bleibt mir nichts übrig als der Staat. Zwar sehe ich den Weg noch nicht, der mich dazu führen soll, und auch zu mir spricht derselbe noch: ‚Wer hat dich zum Obersten und Richter über uns gesetzt?', aber Gott muß das bewähren, und ich habe nun das feste Gefühl, er wird's. Von heute ab will ich mich entschieden zum Staatsberuf vorbereiten ... » Der Mann, der, in der Lebensmitte stehend, diese gleichzeitig demütigen und stolzen Zeilen schrieb, irrte sich nicht: die gewünschte Tätigkeit sollte ihm werden.

1873 berief ihn die Universität Bern als Nachfolger Walter Munzingers auf den Lehrstuhl für Staatsrecht. Hilty hat seinen Weg gefunden, ohne ihn gesucht zu haben, es sei denn durch Meditation. Der neue Professor stellte sich nicht mit einem riesigen Gepäck an Gelehrsamkeit vor. Er hatte bloß 1868 eine Broschüre, betitelt «Theoretiker und Idealisten der Demokratie», herausgegeben, die sein Vertrauen in unsern föderativen Staat und den edlen Ehrgeiz, die schweizerische Politik unter den Schild der Moral zu stellen, ausdrückte. Die bernischen Behörden irrten sich nicht, als sie im Verfasser dieser Arbeit den von ihnen gesuchten Lehrer erkannten.

Wir haben es gesehen: Hilty wollte dienen. Sein mündlicher Unterricht und seine zahlreichen Werke über Rechtswissenschaft, Geschichte und Politik geben dem Kaiser, was des Kaisers ist, indem sie gleichzeitig Gott zugestehen, was Gottes ist. Ich verzichte darauf, hier diesen Teil seines Werkes zu resümieren; ein ganzer Vortrag würde dafür nicht genügen.

Professor Hilty war kein reiner Jurist. Philosophie, Literatur, Psychologie haben ihn ebensosehr wie die Rechtswissenschaften angezogen. Dies verschaffte ihm einen großen Reichtum an Ansichten, genialen Vergleichen, vielseitigen Zitaten. Man drängte sich zu seinen Vorlesungen nicht nur, um die Materie einer Prüfung zu beherrschen, sondern auch um zu hören, was ein reifer und reicher Geist mitzuteilen hatte. Es sollen sogar Bundesräte unter den Studenten gesessen haben, denn Hilty war, aus dem Rahmen seines wissenschaftlichen Auftrages ausbrechend, ein wundervoller Lehrer des Patriotismus. Es lag ihm weniger daran, die Urteilskraft der Jugend zu schärfen, als Bürger heranzubilden. Sein Hochschulwirken fiel in eine Zeit, in der das schweizerische Staatsrecht viel leichter zu bewältigen war als heute. Der Lehrer konnte seine Zuhörer jenseits der Schulkontroversen zu den Höhen des reinen politischen Denkens mitreißen. Hilty gelang dies dank der Qualität seiner Intelligenz, die ein warmer Idealismus noch steigerte.

Hilty liebte seine Heimat und die schweizerischen Institutionen mit einer männlichen, starken und feurigen Liebe: dies ist die Erklärung seines staatsbürgerlichen Einflusses, der sich nicht auf die Hochschulkreise beschränkte. Im Nationalrat, in den ihn die Wähler seines Heimatkantons 1890 abordneten, eroberte er sich von Anbeginn eine außerordentliche Zuhörerschaft, ob er nun einfach im Gesprächston redete oder die Stimme erhob, um irgendeine Kardinalwahrheit auszusprechen. «Er war ein Freund des Vaterlandes», sagte Nationalratspräsident Adolf Germann in seiner Gedenkrede. Gewiß, und man sieht sehr wohl den Zusammenhang zwischen Carl Hiltys religiöser Einstellung und seiner Vaterlandsliebe: Freund des Vaterlandes und Freund Gottes – Hilty war beides zugleich.

Seine politische Doktrin hat nichts Revolutionäres. Er lebte in der glücklichen Zeit, in der die freisinnige Partei das Land als maßvoller und, alles in allem, großmütiger Sieger leitete. Was der Nationalrat und Professor Hilty der helvetischen Gemeinschaft gebracht hat, besteht hauptsächlich in der Bekräftigung der starken Ideen, die die Schweiz von 1848 beseelten und denen er die Leuchtkraft seines Wortes und die Ausstrahlung seiner Seele zu verleihen verstand. Individuelle Freiheit und Verantwortlichkeit, Unabhängigkeit dem Ausland gegenüber, bewaffnete Neutralität, Demokratie, dies sind die Grundsätze, die er auf weltlicher Ebene verteidigte. Zu diesem Zwecke gründete er 1886 das «Politische Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft». Diese Publikation, in ihrem größten Teil von Hilty selbst verfaßt und von ihm 23 Jahre lang meisterhaft redigiert, zählte alljährlich 600 bis 700 Seiten und enthielt eine Rückschau auf die Ereignisse, in welcher der Verfasser Leute und Dinge unter dem Kriterium eines unbestechlichen Gewissens beurteilte. Der Chronist griff nicht immer mit Handschuhen zu und bekämpfte schonungslos den Materialismus, diesen entarteten Sohn des Wohlstandes. Man erkennt heute, daß Hiltys Vorwürfe sich, was das Wesentliche betrifft, rechtfertigten und in der Form selten übertrieben waren.

Diese Tätigkeit als schweizerischer Völkerrechtstheoretiker, als politischer Historiker, als Nationalrat, zu welcher 1892 die Funktion eines Oberauditors, also des obersten Richters der schweizerischen Armee, gekommen war, stellt eine außerordentliche Arbeitslast dar, die einzig ein besonders begabter Mann zu bewältigen vermochte. Wenn man bedenkt, daß die großen Werke wie «Die Bundesverfassungen der schweizerischen Eidgenossenschaft», «Studien über die Politik der Eidgenossenschaft», «Studien über die helvetische Republik» außerhalb der beruflichen Pflichten geschaffen wurden, kann man die Willenskraft und die Talente eines Mannes ermessen, dessen physischer Organismus eigentlich – er sagte es selbst – zart, ja sogar kränklich war. Aber eine strenge Disziplin und Psychohygiene festigten nach und nach Carl Hiltys Gesundheit, so daß ihm ein erstaunlich lebhaftes Alter zuteil wurde. Arbeit war sein eigenstes Klima, die Arbeit für seine Heimat zuerst, denn wir sind auf Erden, um unsere irdische Arbeit auszuführen, aber auch die Arbeit für Gott, weil das letzte Ziel des Menschen die Rückkehr zu Gott und zum Leben mit Gott ist.

Carl Hiltys religiöse Bücher sind der vollkommenste Ausdruck seiner intellektuellen und moralischen Persönlichkeit, die schönsten Perlen seiner Krone. Er schrieb sie als eine Art Belohnung, als habe der Meister seinem zuerst für die Dinge des Diesseits gebildeteten und in seinem Amte treu befundenen Diener eine zusätzliche Gabe gewährt.

Erst gegen die Sechzig, im Jahre 1891, veröffentlichte Hilty den ersten Band von «Glück», dieses Werk, das seinen Namen eines christlichen Moralisten weit über die Grenzen unseres Kontinents hinausgetragen hat. Der zweite Band erschien 1895, der dritte und letzte 1899. Sie umfassen 24 Essays, die Hiltys ganze Philosophie enthalten. Die nachfolgenden Schriften, «Briefe» (2 Bände), «Für schlaflose Nächte», die Monographien über Neurasthenie, «Kranke Seelen», die Meditationen unter dem Titel «Sub specie aeternitatis» und «Das Geheimnis der Kraft» nehmen verschiedene Thesen von «Glück» in einer anderen Orchestration auf, aber die Grundmelodien sind unverändert geblieben.

Das Geheimnis von Hiltys Kraft – ich verwende den Titel seiner letzten Schrift – besteht darin, daß der Verfasser aus Erfahrung redet, und zwar über Gegenstände, die uns alle auf die unmittelbarste Weise angehen. Was ist allgemeiner als das Streben nach Glück? Was ist beunruhigender als das Problem des Leidens? Was ist geheimnisvoller als das Mysterium des Jenseits? Alle Überlegungen Hiltys könnten auf diese drei Fragen zurückgeführt werden, die sich für endlose Betrachtungen eignen.

Die Methode des Verfassers besteht darin, das Niveau seiner Betrachtungen nach und nach zu heben. Er geht von einer gewöhnlichen Bemerkung aus, und der Weg steigt und steigt empor, bis er die dem Himmel nahen Gipfel erklimmt.

Nehmen wir zum Beispiel das Thema der guten Gewohnheiten. Wir erwarten vor allem praktische Ratschläge und erhalten diese in der Tat. Hilty empfiehlt, zuerst die großmütigen Züge der Seele zu entwickeln, damit sie uns zu einer zweiten Natur werden. Er besteht darauf, daß wir die großen Chancen haben, das zu erreichen, was wir ernstlich wollen, indem wir sinnliche oder entgegengesetzte Wünsche opfern. Wir müssen ein Ziel wählen, das unseres Eifers würdig ist. Bannen wir mit raschem und endgültigem Entschluß Geld, Ehren, Macht. Kämpfen wir durch peinlichste Ehrlichkeit gegen den Geiz, durch Bevorzugung des Umganges mit bescheidenen statt mit mächtigen Personen gegen den Hochmut, durch Rücksicht auf unsere Nächsten gegen den Egoismus. Die guten Gewohnheiten bringen uns dazu, die Menschen zu lieben. Liebet einander, das ist das Glück . . . und Hiltys Schlußfolgerung.

Ein anderes Beispiel: Es handelt sich hier um die gesellschaftlichen Beziehungen und die von Erfahrung und Psychologie zur Festlegung unseres Verhaltens empfohlenen Regeln. Wieder formuliert Hilty einige hellsichtige oder prägnante Bemerkungen, ohne Weiteres hinzuzufügen. Der erste Eindruck, den wir von einem Menschen erhalten, ist meistens der richtige, wenn wir selbst von jeder Voreingenommenheit frei sind. Die Kinder dieser Welt, wenn sie etwelche Klugheit besitzen, sind oft nützlicher als die Kirchenhocker, die am Gelde hangen und vor allem danach streben, ihre Kinder vorteilhaft zu verheiraten. Den Arroganten kann man auf dreierlei Weise antworten: durch Grobheit, die uns selbst erniedrigt, durch Kälte, die unmenschlich ist und das Gewissen belastet, schließlich durch Humor. Letzterer allein ist das Zeichen wirklicher Überlegenheit, aber er ist nicht jedermann verliehen. Es ist ratsam, sich von Leuten, die keine wohlwollende Natur haben, fernzuhalten. Angeborene Bösartigkeit ist sehr schwer zu besiegen; am sichersten zeigt sie sich in der Tendenz, «sich dorthin zu setzen, wo die Spötter sitzen». Jeder außerordentliche Vorteil isoliert; das ist der Preis, den man dafür zahlen muß. – Diese Betrachtungen stammen von einem denkgewohnten und scharfsichtigen Geist; sie beweisen, daß Carl Hilty von den französischen Moralisten profitiert hat und einen Aphorismus wie eine Medaille zu prägen versteht. Aber weit davon entfernt, sich mit dieser literarischen Geschicklichkeit zufrieden zu geben, erweitert und hebt er das Problem der menschlichen Koexistenz. Der beobachtende Psychologe überläßt den Platz dem Moralisten, der urteilt und berät. Das unfehlbare Merkmal einer niedrigen Seele ist die Undankbarkeit. Der Undankbare steht unterhalb der höheren Tiere, die alle dankbar sind. Sei immer sehr freundlich gegen Arme und Bedrängte, die vielleicht deine Güte wie einen Sonnenstrahl in einem farblosen Leben empfinden werden. Edle Gefühle verweilen gern bei den Demütigen; wer sie verachtet, verfällt in Gewöhnlichkeit! Man sieht es: Hilty führt uns bewußt in die Regionen des Altruismus. Die

Bitterkeit eines La Rochefoucauld hätte ihn am Schreiben gehindert; er gehört zum Geschlecht der Vauvenargues mit der Hinzugabe der Ausstrahlung des Glaubens. Hören wir nur, was er zu sagen hat. Die nützlichsten Beziehungen sind diejenigen, die wir mit unseren Feinden haben; nicht nur, weil sie oft künftige Freunde sind, sondern besonders, weil sie es sind, die uns am besten über unsere Fehler aufklären und uns veranlassen, uns zu bessern. Die Liebe zu den Feinden ist die edelste Tugend; seinen Freunden Gutes zu erweisen, gegen Gleichgültige gerechte oder herzliche Gefühle zu hegen, ist die Einstellung eines anständigen Menschen; aber diejenigen, die ruhig Beleidigungen hinnehmen und denen es gelingt, immer und wiederholt ihren Feinden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sind die wahren Aristokraten des Geistes und des Herzens. Hilty, der Christus als seinen Herrn anerkannte, ist hier von der Bergpredigt beeinflußt.

Und hier haben wir, wenigstens meiner Meinung nach, das Charakteristischste seines Denkens. Unser Moralist beschäftigt sich mit der Freundschaft. Er analysiert sie beredt und subtil; wir haben da einen zweiten De Amicis. Das ist aber nur ein Anfang. Bald erklärt Hilty, daß der beste Freund des Mannes die Gattin ist (selbstverständlich, wenn sie die nötigen Eigenschaften besitzt), und der Essay wird zu einer Verherrlichung der Ehe, die das Fundament der Gesellschaft ist. Bereits hat der Gedankenflug Höhe gewonnen. Mit einem wundervollen Aufschwung erreicht er höchste Sphären, wenn Hilty feststellt, daß die höchste Freundschaft, das höchste Resultat, das wir auf Erden erreichen können, die Freundschaft mit Gott ist. Er schreibt: «Einen guten Menschen gefunden zu haben, gehört zu den echtesten Lebensfreuden, einen ausgezeichneten oder sehr hochstehenden Freund zu besitzen, rechnet sich jedermann zu großer Ehre an, und ‚Gottes Freund' zu heißen, wie Abraham, das ist ein Zeugnis, das allen andern Ruhm der Erde übertrifft.»

Carl Hilty hat dieses Zeugnis erhalten. Seine religiösen und sogar seine politischen Werke bezeugen seine Intimität mit Gott. Der Ausdruck wird vielleicht familiär, respektlos erscheinen; ich glaube nicht, daß er unrichtig ist. «Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.» Der Verfasser von «Glück» ehrte dieses allererste Attribut der Gottheit. Es gibt Geständnisse, die nicht täuschen. Die philosophische Heiterkeit schließt die Lüge aus. Und diese Heiterkeit durchleuchtet viele Seiten Hiltys, der, wie Alphonse Daudet, ein «Glückshändler» war. Nur war Daudet, von Krankheit aufgezehrt, auf heroische Art etwas wie der schlechtbeschuhte Schuster. Carl Hilty dagegen erlebte, trotz verschiedener Prüfungen, Augenblicke fast vollkommener Seligkeit. Am Abend seines Lebens äußerte er, daß er manchmal in der Entspannung seines Organismus ein köstliches Gefühl von Zartheit, Vorahnung des Jenseits, verspüre. Sein aufwärts führender Weg erhellte sich mehr und mehr. Der Übergang bereitete sich vor . . .

Bevor ich von diesem spreche, möchte ich, mit Hilfe einiger Erinnerungen, beweisen, daß der Mensch wirklich das war, was man vom Schriftsteller erwarten durfte. Zu der Zeit, da er sich in Bern niederließ, hatte Hilty schon verschiedene Etappen hinter sich: er hatte eine gesellschaftliche Stellung erobert, war verheiratet und Vater. Er folgte sowohl einer Hochschul- als einer inneren Berufung. Man kann also verstehen, daß der neue Professor ein zurückgezogenes Leben führte, in welchem wissenschaftliche Arbeit und Besinnlichkeit den ersten Platz einnahmen. Hilty war einer jener Menschen, die nicht leicht Wurzel fassen und sich fast davor hüten, auf Erden eine bleibende Stätte zu haben. Dieser Zug, den er selbst an sich

festgestellt hatte, ist recht eigenartig und hatte zur Folge, daß er während der 36 Jahre seiner Professur etwas außerhalb der bernischen Gesellschaft gestanden hat.

Er wohnte zuerst im Rabbental, diesem ausgesprochenen Juristenquartier, wo später auch Eugen Huber, Virgile Rossel, Max Gmür und Walter Burckhardt gelebt haben. Nachher zog er in das Haus Postgasse 68, neben dem Rathaus. Dort schrieb er die Bücher seiner Reife. Sein Arbeitszimmer, mittelgroß, mit Büchern tapeziert, mit einem monumentalen Schreibtisch und einem rotbraunen Sofa ausgestattet, sah nach der meist leeren Straße, die nur vom friedlichen Strahl eines Brunnens belebt wurde. Hilty verbrachte seine meiste Zeit mit Lektüre und Meditation. Er ging mit Vorliebe in diesem, im dritten Stock gelegenen Zimmer auf und ab, und die unter ihm wohnenden Mieter hörten seine Schritte; einige von ihnen erinnerten sich noch nach Jahrzehnten daran.

Der kleine Knabe, der ich um 1898 war, kam öfters in die Postgasse, wo ihn ein großer weißbärtiger Greis mit einem gütigen Lächeln empfing. Wir gingen gemeinsam zur Münsterterrasse, um das Barometer zu befragen. Die Schwelle des 20. Jahrhunderts überschritt ich mit meinem Großvater; ich begleitete ihn am 31. Dezember 1900 um Mitternacht auf die Kirchenfeldbrücke, wo wir den Glocken lauschten, und seine Hand drückte die meine.

1903 übersiedelte die Universität auf die Große Schanze, neben das Observatorium. Hilty, inzwischen verwitwet, wechselte ein zweites Mal die Wohnung; er mietete das Erdgeschoß des Hauses Falkenplatz Nr. 18, fünf Minuten von seinem neuen Kollegsaal entfernt. Mit kantischer Pünktlichkeit bestieg er das Katheder, sobald die Glocke läutete. Seine inhaltsreiche Vorlesung schien kurz. Überschritt sie die vorschriftsmäßigen Dreiviertelstunden, beklagte sich niemand darüber: der Lehrer fesselte die Aufmerksamkeit der Unbotmäßigsten. Wenn er sprach, hingen alle Blicke an der schwarzen, geraden Silhouette, die würdevoll ohne Steifheit, elegant ohne Geziertheit war. Professor Hilty ging nie anders als im Zylinder und Gehrock aus. Diese majestätische Bekleidungsweise hatte jedoch bei ihm etwas Natürliches. Eine besondere Gnade bewahrte ihn vor Pose und verlieh ihm gleichzeitig das Auftreten eines Weisen. Vor Klosterfrauen in ihrer Tracht zog er immer den Hut – eine Gebärde, die ebenfalls Giuseppe Motta eigen war.

Carl Hilty hat in seinen religiösen Schriften so eindringlich Liebe gepredigt, daß man sie fast als eine Paraphrase des dreizehnten Kapitels des ersten Briefes an die Korinther, in welchem Paulus die Liebe preist, betrachten könnte. Die Liebe Hiltys erstreckte sich auch auf Tiere und Pflanzen, auf die unbeseelte Schöpfung. Während des Sommersemesters besuchte ich Vorlesungen und traf beim Verlassen der Universität mit Hilty zusammen. Wir kehrten unter dem frischen Laubgrün des Falkenplatzes zusammen heim. Am Wege befand sich gewöhnlich ein kleiner Hund, dem es irgendwie dort behagte. Mein Großvater nannte ihn «Max» und faßte eine Zuneigung zu diesem Tierchen. Bei jeder Begegnung bückte er sich und streichelte mit seiner gepflegten Hand das staubige und zweifellos gastfreundliche Fell des Herrn Max, der unter der Liebkosung freudig wedelte. Nach dem Tee hielt sich Hilty gern auf der Terrasse auf, atmete die Luft des Gartens, betrachtete die blühenden Rosenstöcke und stand dann auf, um sie zu begießen. Er überwachte auch ein Dutzend Feigenbäumchen, die nicht allzu unfruchtbar waren.

Während einer offiziellen Feier (Einweihung des Standbildes Hallers vor der Universität) erlitt er 1908 einen leichten Schwindelanfall, ein Warnzeichen, das

die Familie nicht vergaß. Er erholte sich jedoch sehr gut, und im August 1909 stiegen wir miteinander von Kandersteg zum Öschinensee hinauf. Dieser Ausflug erfreute ihn sehr. Die strenge, machtvolle Alpenlandschaft sprach sein vaterländisches Herz an. Am Ende seiner irdischen Laufbahn angelangt, bevorzugte er vielleicht eher die milden Ufer des Genfersees. Im Oktober 1909 weilte er in der Pension «Mirabeau» in Clarens, vom Zauber der Gegend gefesselt. Dreißig Jahre später verbrachte Giuseppe Motta, ganz kurz vor seinem Ableben, einige Tage in Montreux. Welch eigenartiges Zusammentreffen! Die beiden von Heidelberg aufgeflogenen Adler bereiten sich vor, ihren Flug zu beenden, und ruhen vorher am gleichen Orte aus, wo ihnen die Schönheit der Welt zum letzten Male zulächelt, dem Rate Gottfried Kellers folgend: «Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt!»

Am 12. Oktober 1909, mittags, ging Hilty von uns. Der Tod kam auf den Zehenspitzen, Bote einer anderen Heimat. Man hat viele erbauliche Hinschiede zitiert: ich kenne keinen heitereren. Ein sehr kurzes Unwohlsein, und das Herz hörte auf zu schlagen, und die Seele, zart von der Leiblichkeit befreit, entfloh zur geheimnisvollen Reise.

Das Werk bleibt uns, reich und fruchtbar. Die politische Botschaft Hiltys fand im Anfang nicht ganz das Echo, das sie verdiente. Die leichte und opportunistische Atmosphäre des abklingenden 19. Jahrhunderts befürwortete eine gewisse Gleichgültigkeit den im «Politischen Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft» geäußerten Lehren gegenüber. All dies hat sich geändert. Wirtschaftliche Krisen und Kriege haben uns die Zerbrechlichkeit der materiellen Güter und den Wert der moralischen Kraft offenbart. Nach und nach, und immer mehr, begrüßen Journalisten, Historiker, Kritiker, Magistraten in Carl Hilty einen Schutzgeist der Nation. Seine Gedanken sind fürderhin unserem geistigen Erbgut einverleibt.

Seine auf innerste Erfahrung gegründete philosophische und religiöse Botschaft hat die Autorität des Selbsterlebten: man kann ihr nicht widersprechen. Sowohl Gläubige wie Skeptiker werden ihre Macht bewundern, Macht sowohl über Hilty selbst, der einem der Gerechten des Alten Bundes vergleichbar ist, wie auf die weite Familie der leidenden Menschheit, welcher der Verfasser von «Glück» tatsächlich Erleichterung bringt. Wie Amiel wurde auch Hilty von den Soldaten des Ersten Weltkrieges gelesen. Mehrere gestanden, daß sie dank ihm Verzweiflung oder Selbstmordgedanken überwunden hätten.

Man kann nur wünschen, daß seine Wirkung weiter andauere, und der Vorsehung danken, daß sie uns diesen edlen Geist geschenkt hat.

Deutsche Übersetzung von Enrica Anderegg.

Nachwort

Der Verfasser dieses Lebensbildes, Dr. h. c. Bénigne Mentha (1888–1974), war Carl Hiltys einziger Enkel. Sohn des Neuenburger Juristen Fritz-Henri Mentha und einer Tochter Hiltys, hat er seinen Großvater gut gekannt. Beim Lesen des bisher unveröffentlichten, aus dem Französischen übersetzten Textes ist zu beachten, daß dieser noch während des Zweiten Weltkrieges (1944) geschrieben worden ist, wie aus gewissen Bemerkungen zur politischen

Lage leicht zu erkennen ist. Abgesehen von wenigen Kürzungen, wurde er unverändert übernommen. Doch nachdem über 30 Jahre seit der Abfassung verstrichen sind, drängen sich einige Korrekturen und Feststellungen zum heutigen Stand der Hilty-Forschung auf.

B. Mentha erwähnt ziemlich am Anfang seines Aufsatzes, daß Hiltys Wirken auch Gegenstand einer Dissertation gewesen sei: Jakob *Steiger,* «Carl Hiltys schweizerisches Vermächtnis», Diss. phil. Univ. Zürich 1937. Es ist ihm offenbar entgangen, daß bereits 23 Jahre früher, nämlich 1914, eine Doktorarbeit an der Theologischen Fakultät der Universität Breslau vorgelegt worden war: Valentin *Hack,* «Hiltys Auffassung vom Christentum». Nach dem Zweiten Weltkrieg haben sich dann nicht weniger als vier Dissertationen mit Hilty beschäftigt. Es sind dies in chronologischer Folge: Hans Rudolf *Hilty,* «Carl Hilty und das geistige Erbe der Goethezeit», Diss. phil. Univ. Zürich 1953; Hanspeter *Mattmüller,* «Carl Hilty 1833–1909», Diss. phil. Univ. Basel 1966; Bruno *Trutmann,* «Carl Hiltys christliche Wegweisung», Diss. theol. Univ. München 1967; Roland *Zurbriggen,* «Wirtschaftspolitische Auffassungen bei Carl Hilty», Diss. rer. pol. Univ. Bern 1975. Es ist bemerkenswert, daß beide theologische Dissertationen von Katholiken geschrieben worden sind. Aus der Nachkriegszeit wären ferner zahlreiche Abhandlungen in Zeitschriften und Zeitungen und Vorträge zu erwähnen, sowie rund ein Dutzend mehr oder weniger umfangreiche Anthologien. Diese vielfältige Literatur ist ein Beweis dafür, daß Hiltys Botschaft eigentlich zeitlos ist und auch in unserer unruhigen Zeit in weiten Kreisen noch Gehör findet. Speziell seine Forderung zum Maßhalten in allen Dingen, was nicht mit Askese gleichgesetzt werden darf, verdient heute Beachtung.

Von allen Biographen Hiltys hat der letzte, Dr. Hanspeter Mattmüller, am meisten aus den handschriftlichen Quellen geschöpft – der Nachlaß befindet sich in der Schweizerischen Landesbibliothek in Bern – und weitere Informationen bei Hiltys Enkel B. Mentha eingeholt, der noch eine ganze Anzahl Unterlagen seines Großvaters besaß. Inzwischen hat sich die Quellenlage insofern verändert, als kürzlich aus Familienbesitz etliche Korrespondenzen zum Vorschein gekommen sind, so einige Briefe des Studenten Carl Hilty aus Göttingen und Heidelberg (1851–1854), ein umfangreicher Briefwechsel zwischen Hilty und Heinrich Simon (1858–1860) und zwischen Hilty und seiner Frau Johanna (1858/59). Außerdem liegt nun ein Tagebuch von Johanna Hilty-Gaertner aus den Jahren 1857–1863 vor, das den romantisch lautenden Titel «Momente aus einem Liebesleben» trägt. Trotzdem ist kaum zu erwarten, daß das Studium dieser Dokumente, die sich in der Obhut des Schreibers dieser Zeilen befinden, ein wesentlich neues Bild des jungen Hilty ergeben wird; es ist aber immerhin denkbar, daß einige interessante Einzelheiten zutage kommen und gewisse Begebenheiten aus dieser Lebensphase ergänzt oder korrigiert werden könnten.

Schließlich ist noch zu ergänzen, daß die Auflagezahlen, welche der Verfasser nennt, heute natürlich nicht mehr stimmen. Allein Band I von «Glück» hatte 1975 eine Auflage von 90 000 Exemplaren erreicht, die drei Bände zusammen 202 000 Exemplare.

Claude Mentha, Basel